

Partizipation der Kinder als Qualitätskriterium der Pflegekinderhilfe

Von Daniela Reimer und Klaus Wolf

1 Einleitung

In der Sozialen Arbeit ist der Grundsatz, dass die AdressatInnen an den sie betreffenden Entscheidungen zu beteiligen sind, unbestritten. Dies wird sowohl ganz prinzipiell mit einer am Subjekt, seiner Lebenswelt und seinem Eigensinn orientierten Haltung der Professionellen als auch eher technologisch mit der höheren Wirksamkeit der Interventionen begründet. Ebenfalls unbestritten ist, dass dieser Anspruch auch für Kinder gilt, die zu KlientInnen Sozialer Arbeit geworden sind.

Andererseits deuten Beobachtungen aus der Praxis und viele Studien – insbesondere solche, die die Kinder selbst befragen (BMFFSJ 1998; Finkel 2004) - darauf hin, dass dieser Einspruch keineswegs immer und überall eingelöst wird. Die genervte Feststellung einer ASD-Mitarbeiterin „Mitbestimmung, Einbeziehung, Partizipation – das funktioniert doch nur in der Theorie. Auf meinem Schreibtisch stapeln sich die Fälle, da hab ich nicht groß Zeit zum Partizipieren.“ (Müller 2006, S. 72) illustriert ein vielleicht verbreitetes Gefühl. Unter der Oberfläche der allgemeinen Zustimmung sind also auch andere Einschätzungen zu erwarten.

Deswegen werden wir nach einer kurzen Rahmung des Themas – der Darstellung der unterschiedlichen Ebenen der Partizipation, der Definition und der Begründung, warum sie für die Erziehung unverzichtbar ist - die Partizipation von Kindern in Pflegefamilien konkret und im Detail diskutieren: Wie unterscheidet sich eine Praxis mit Partizipation von einer ohne? Welche Folgen hat das für die Produktion und Bewältigung schwieriger Situationen? Im Mittelpunkt stehen die Pflegekinder – die auch in Zitaten zu Worte kommen – und auch die Kinder der Pflegeeltern. Den Abschluss bildet ein Überblick zu den Merkmalen von Partizipation als Qualitätsmerkmal der professionellen Arbeit.

2 Partizipation: auf der politischen, der institutionellen und der Interaktionsebene

In demokratischen Gesellschaften stellt die Partizipation der BürgerInnen ein politisches Grundrecht und ein Menschenrecht dar (Kohout 2002). Auch Kinder sollen mit Beteiligungsrechten und –chancen ausgestattet werden, weil sie als eigenständige Persönlichkeiten betrachtet werden, die respektiert und ernst genommen werden müssen (Schnurr 2001; Unicef 2001). Besonders deutlich wird diese Haltung in der im Jahr 1989 von den Vereinten Nationen verabschiedeten Kinderrechtskonvention (Hart 1997, Unicef 2001), in der nicht nur Schutzrechte für Kinder festgeschrieben werden, sondern auch zentrale Beteiligungsrechte. Im Artikel 12 heißt es beispielsweise „Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, das fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, das Recht zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife. Zu diesem Zweck wird dem Kind insbesondere Gelegenheit gegeben, in allen das Kind berührenden Gerichts- oder Verwaltungsverfahren entweder unmittelbar oder durch einen Vertreter

oder eine geeignete Stelle im Einklang mit den innerstaatlichen Verfahrensvorschriften gehört zu werden.“ Die unterzeichnenden Vertragsstaaten verpflichten sich damit sicherzustellen, dass Kinder in Angelegenheiten, die sie selbst betreffen, mittelbar oder unmittelbar Einfluss auf zu treffende Entscheidungen nehmen können.

In der deutschen Kinder- und Jugendhilfe sind Beteiligungsrechte zum Beispiel im Hilfeplanverfahren festgelegt: Kinder und Jugendliche sollen ihrem Entwicklungsstand entsprechend an allen sie betreffenden Entscheidungen der öffentlichen Jugendhilfe beteiligt werden und die Angebote der Jugendhilfe mitgestalten können (Hansbauer/Kriener 2000; Kriener 1999; Blandow u.a. 1999). So stellt Münder (2006, S. 484) – wohl eher normativ als deskriptiv – fest: "Die Partizipation ist Strukturmerkmal nicht nur bei der Leistungserbringung, sondern auch bei der Entscheidung über die Gewährung von persönlicher Hilfe mit pädagogischen (und therapeutischen) Mitteln" und verortet die Verantwortung bei der Fachkraft im Jugendamt: „Die Herstellung von Beteiligungsfähigkeit und damit die Unterstützung bei der Realisierung des Anspruchs ist eine fachliche Aufgabe für die sozialpädagogische Fachkraft im JA“ (Münder 2006, S. 485).

Zur institutionellen Partizipation arbeiten M. Wolff und S. Hartig (2006) heraus, dass Beteiligung im Heim – und es kann davon ausgegangen werden, dass diese Erkenntnis auch für andere institutionelle Kontexte gültig ist – nicht nur über institutionalisierte Gremien realisiert werden kann, sondern sich vielmehr in einem Beteiligungsklima verwirklicht, das sämtliche Lebensbereiche sowie eine positive partizipative Grundhaltung aller AkteurInnen umfasst (ähnlich: Stork 2007).

Bei der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Kinder- und Jugendhilfe geht es nicht nur um Gruppen von Kindern und Jugendlichen, die ihre legitimen Interessen gegen die (oder auch im Einklang mit den) Interessen anderer gesellschaftlicher Gruppen vertreten und sich so an politischen oder institutionellen Entscheidungen beteiligen sollen, sondern gleichermaßen um einzelne Kinder und Jugendliche, die sich an einer individuellen Entscheidung über ihren weiteren Lebensverlauf beteiligen (vgl. Pluto 2007; Seckinger 2006), indem sie ihre Interessen, Wünsche und möglicherweise auch Befürchtungen und Ängste einbringen und deren Berücksichtigung erwarten. Auf dieser Interaktionsebene werden wir etwas später Partizipationsprozesse untersuchen.

3 Leiter der Partizipation

Zur Unterscheidung verschiedener Partizipationsgrade ist das achtstufige Modell der Partizipations-Leiter (vgl. Grafik 1) von Arnstein (1969), das im deutschsprachigen Bereich von Petersen (1999) für die Jugendhilfe adaptiert wurde, geeignet. Das Modell unterscheidet die Grade Nicht-Beteiligung, Quasi-Beteiligung und echte Beteiligung. Innerhalb dieser Grade werden jeweils wieder mehrere Stufen unterschieden.

Grafik 1

Nicht-Beteiligung bedeutet, dass die Mitwirkung der Kinder und Jugendlichen nicht zugelassen wird und Entscheidungen einseitig von Leistungsanbietern und betreuenden SozialarbeiterInnen getroffen werden. Nicht-Beteiligung kann die Form von *Manipulation* annehmen, das heißt Entscheidungen werden von Professionellen ohne Diskussion und ohne Berücksichtigung oder gar Beteiligung der Kinder und Jugendlichen getroffen. Bei den Betroffenen löst Manipulation häufig den Eindruck aus, dass SozialarbeiterInnen ihnen im Gespräch keine Chance lassen oder ihre

Wünsche und Bedürfnisse übergehen. Nicht-Beteiligung kann auch eine andere Form annehmen, und zwar die, die hier als *Therapie* bezeichnet wird. Probleme und Lösungen werden diskutiert, von den SozialarbeiterInnen werden die Betroffenen jedoch pathologisiert, indem ihre Probleme und deren Bearbeitung im Sinne von Krankheit und Behandlung definiert werden. Jugendliche versetzt es oft in Erstaunen, wenn sie erleben, dass Sozialarbeiter Probleme erkennen (oder diagnostizieren), die sie selbst nicht gesehen haben oder auf andere Ursachen zurückführen. Aufgrund ihrer therapiebedürftigen Probleme erscheint es dann naheliegend, dass die Betroffenen faktisch nicht an den Entscheidungen beteiligt werden (vgl. Petersen 1999, S. 24). *Therapie* und *Manipulation* bleiben für den Interaktionsprozess zwischen SozialarbeiterInnen und Betroffenen nicht folgenlos. Sie führen bei den Kindern und Jugendlichen zur Entwicklung besonderer Strategien, mit denen sie unter Bedingungen der Nicht-Beteiligung eigene Handlungsspielräume erhalten. Eine ist die Anpassung an die Erwartungen der Professionellen, denn „Jugendliche wissen was Sozialarbeiter hören wollen“ (Petersen 1999, S. 56).

Der nächste Beteiligungsgrad des Modells ist die *Quasi-Beteiligung*. Sie stellt eine Vorstufe zur Partizipation dar: Ansichten können geäußert werden, jedoch haben Kinder und Jugendliche immer noch keine Entscheidungs- und Revisionsrechte. Bei der Quasi-Beteiligung werden drei Stufen unterschieden, die erste ist die der *Information*. Sie bildet die Grundvoraussetzung zur Partizipation, aus der bloßen Information ergeben sich jedoch noch keine Beteiligungschancen. Der Informationsfluss auf dieser Stufe ist einseitig von den Professionellen zu den Betroffenen. Kinder und Jugendliche beschreiben dies häufig mit Sätzen wie „Sozialarbeiter informieren [...] darüber, was besprochen wird“ (Peters 1999, S. 56). Die zweite Stufe ist die der *Beratung*. Kinder und Jugendliche werden nach ihrer Meinung gefragt – damit sind die Voraussetzungen für Partizipation verbessert aber immer noch nicht garantiert. Der Vorrang bei der Entscheidungsfindung ist immer noch bei den betreuenden SozialarbeiterInnen oder den Institutionen. Zur Beratung gehört, dass Professionelle Kindern und Jugendlichen mitteilen, inwiefern deren Interessen und Wünsche bei der Problemlösung und der Entscheidungsfindung berücksichtigt werden. Die dritte Stufe der Quasi-Beteiligung ist die der *Wertschätzung*¹. Die Perspektive der Jugendlichen wird festgehalten. Auf ihre Wünsche, Interessen und Meinungen wird Wert gelegt, sie können damit die Entscheidung beeinflussen, jedoch findet die Entscheidung nicht in einem Aushandlungsprozess statt. Die Professionellen sind aber um das Einverständnis der Jugendlichen bemüht.

Der letzte Grad ist die *Partizipation / echte Beteiligung*. Hier findet eine symmetrische Interaktion zwischen Kindern und Jugendlichen und den jeweiligen SozialarbeiterInnen und Institutionen statt. Auch bei der echten Beteiligung werden drei Stufen unterschieden. Die erste Stufe bildet die partnerschaftliche Aushandlung. Auf keiner Seite gibt es ein alleiniges Entscheidungs- oder Revisionsrecht, Problemlösungen werden gemeinsam erarbeitet und können auch nach getroffener Entscheidung wieder revidiert werden. SozialarbeiterInnen überlegen also gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen, was besprochen wird. Die nächste Stufe ist die Delegation von Entscheidungskompetenzen an Kinder und Jugendliche. Hier besteht zusätzlich zur gemeinsamen Problembearbeitung ein bestimmender Einfluss der Kinder und Jugendlichen auf den Problemlösungsprozess. Professionelle haben unterstützende Funktionen, das heißt, sie lassen fachliche Argumente einfließen, bemühen sich jedoch um eigenständige Erfahrungen und Problemlösungen der Kinder und Jugendlichen. Sie geben also Kindern und Jugendlichen die Chance,

¹ Bei Arnstein (1969) *placation*, Peters (1999) übersetzt diese Stufe mit „*Beschwichtigung*“.

zu entscheiden, was im Einzelnen besprochen wird. Die dritte und höchste Stufe ist die der Autonomie. Jugendliche werden als Mündige gesehen. Sie sind kompetent und berechtigt, eigene Vorhaben zu leiten und unabhängig zu bestimmen, unter welchen Umständen Änderungen ihrer Lebensplanung vorgenommen werden sollen, sie treffen eigene Entscheidungen über ihre selbstdefinierten Ziele.

In Anlehnung an diese Stufenleiter verstehen wir unter Partizipation, dass

- Kinder und Jugendliche über das, was mit ihnen geschieht, auf eine ihrem Entwicklungsstand angemessene Weise informiert werden,
- sie mit ihren Wünschen, Befürchtungen und Meinungen gehört werden,
- diese wertgeschätzt werden,
- Entscheidungen – soweit wie möglich – mit ihnen partnerschaftlich ausgehandelt oder von ihnen autonom getroffen werden und
- bei allen Entscheidungen – auch wenn diese aus gewichtigen Gründen gegen den Willen der Kinder und Jugendlichen getroffen werden müssen - um ihre Zustimmung geworben wird.

4 Partizipation als Voraussetzung für Erziehung

Partizipation ist nicht ein „Geschenk“ der Erwachsenen an die Kinder, sondern eine Voraussetzung für Erziehung. Denn die Entwicklung der Subjekte ist ihre Eigenleistung, die Erziehenden können und sollen am guten pädagogischen Ort ein entwicklungsförderndes Lebens- und Lernfeld arrangieren, in dem dann in Koproduktion Entwicklung möglich wird (vgl. Wolf 2006). Das unterscheidet Erziehung von Dressur. Die Anregungen zum Lernen sind dann besonders wirksam, wenn sie an den Lebenserfahrungen, d. h. an den bisherigen Strategien und Deutungsmustern der Kinder, anknüpfen (Lambers 1996; Rätz-Heinisch 2005). Eine Voraussetzung dafür ist wiederum, dass die Erziehenden genau hinhören und –sehen, die Signale der Kinder aufnehmen und in einer entwicklungsfördernden Interaktion einen zwar zunächst asymmetrischen aber wechselseitigen Einfluss anstreben. Außerdem erleben es Kinder in unserer Gesellschaft schon früh als kränkend, wenn ihr Wille nicht berücksichtigt wird. Dies hängt auch mit einer Entwicklung der Umgangsformen zwischen Erwachsenen und Kindern zusammen, die Peter Büchner (1989, S. 200) als „Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“ beschrieben hat: „Gehorsamsbereitschaft allein und Vertrauen in die Richtigkeit und Berechtigung von Anordnungen und Vorschriften sind nicht mehr selbstverständlich. Die Autoritätsperson gerät unter Rechtfertigungsdruck. Kinder und Jugendliche haben dadurch offensichtlich heute einen größeren Handlungsspielraum als noch vor 30 Jahren. Sie können sich ohne unmittelbare Angst vor Bestrafung größere Freiheiten herausnehmen, auch wenn dies oft bedeutet, dass Eltern mehr Rücksicht nehmen müssen: Von ihnen werden Einfühlungsvermögen, Sichhineinversetzen in kindliche Rollen und partnerschaftliche Umgangsformen erwartet“. Diese seit mehreren Jahrzehnten zu beobachtende Verschiebung der Machtbalance hat auch für die Jugendhilfe Folgen. Sie muss ähnliche Umgangsformen mit den Kindern entwickeln, wie sie auch sonst in wichtigen Milieus vorherrschen, sonst wird sie zum Hinterherhinker, erscheint als vormodern autoritär und verliert (weiter) an Legitimation.

Das Verhandeln stellt nicht nur hohe Ansprüche an die Erwachsenen, sondern auch an die kindlichen Verhandlungspartner. Sie benötigen aber ein Lebensfeld, in dem sie das lernen können, was sie können müssen, da auch in anderen Feldern die für das Verhandeln notwendigen Fähigkeiten

erwartet werden. Außerdem können die Kinder nur Mitverantwortung für Entscheidungen übernehmen, an deren Herstellung sie beteiligt waren.

Gerade Kinder, die bisher in Strukturen des Befehlens und Gehorchens oder eines desinteressierten Laissez-faires aufgewachsen sind, benötigen ein andersartiges Lernfeld. Außerdem führen Kränkungen, wenn der eigene Wille der Kinder nicht respektiert wird, zu entmutigenden Selbstwirksamkeitserfahrungen und treiben sie in eine Opposition zu den dann leicht als feindselig erlebten Erwachsenen, die Ressourcen bindet, die sie eigentlich für andere Entwicklungsaufgaben benötigen. In einem so mit unangenehmen Emotionen aufgeladenen Feld werden weder kognitive noch emotionale Entwicklungen gut gefördert. Das wollen wir jetzt vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Pflegekinder und anschließend der Kinder der Pflegeeltern im Detail untersuchen.

5 Partizipation von Pflegekindern konkret

Für die oben entwickelten Dimensionen von Partizipation stellen wir nun Beispiele vor und kommentieren sie. Die Beispiele stammen aus Interviews mit (ehemaligen) Pflegekindern (vgl. Wolf/Reimer 2008; Reimer 2008), die hier in einer „geglätteten“ sprachlichen Form – also nicht in der detaillierten Transkription – zur Veranschaulichung verwendet werden. Die Altersangabe bezieht sich auf das Alter, über das im biografischen Interview an dieser Stelle erzählt wird. Wo möglich, haben wir für jede Dimension ein positives und ein negatives Beispiel ausgewählt, um das Erleben zu illustrieren und daraus Konsequenzen abzuleiten.

5.1 Partizipation heißt, den Pflegekindern zuzuhören.

Die Grundlage aller weiteren Partizipationserfahrungen ist, dass die Pflegekinder Wünsche und Befürchtungen äußern dürfen und diese wohlwollend gehört werden. Das für sie spürbare Interesse an ihrer Meinung ist somit eine notwendige, allerdings noch nicht hinreichende Voraussetzung aller weiteren Partizipationselemente.

Dieser junge Mann beschreibt seine Erfahrung als 16-Jähriger so: „Als es dann ganz schlimm wurde mit meinen Pflegeeltern da hat auch der Herr Groth (vom Pflegekinderdienst, DR) zugestimmt, dass das kein Sinn mehr hat und da hat er mir vorgeschlagen, mir mal das Betreute Wohnen anzuschauen. Zuerst haben wir uns dann zusammen so was in G-Stadt angeschaut, dann hab ich aber gesagt, das ist so weit weg von meinen Freunden, das wollt ich eigentlich nicht. Und dann meinte er halt, guck dir das aber in V-Stadt mal an, hab ich mir das angeguckt mit den Leuten da gelabert und auch mit der Frieda Klein, der Betreuerin, und dann hab ich gesagt, ja das ist ja wirklich nicht so schlecht hier, und dann bin ich da eingezogen.“ (1)

Diese Frau beschreibt ihre Situation als 5-Jährige: „Und dann kam die Jugendamtsmitarbeiterin wieder und dann hab ich meinen ganzen Mut zusammengenommen und ihr gesagt, ich möchte hier weg, und sie hat sich das dann alles angehört, auch meine Gründe und dann haben wir besprochen, wo ich hin könnte und dann haben wir zusammen diese Pflegefamilie gefunden, wo ich mich auch richtig wohlfühle.“ (2)

Für die Bewältigung schwieriger Situationen benötigen die Pflegekinder Ressourcen. Einen Adressaten für die Notsignale zu haben, ist eine solche Ressource. Oft kostet es sie Überwindung,

unangenehme Situationen anzusprechen, auch weil sie über die Reaktionen - insbesondere relativ fremder Erwachsener - unsicher sind. Dafür sind geschätzte Situationen notwendig, also solche, in denen die Pflegekinder sich möglichst sicher fühlen und das Signal empfangen, dass sie unzensuriert und unsanktioniert sagen dürfen und sollen, was sie denken und fühlen. Uns ist aufgefallen, dass es den Kindern manchmal schwer fiel, etwas zu sagen, was Menschen, die ihnen wichtig waren, nicht gefallen oder als Kritik an ihnen verstanden werden könnte, zum Beispiel Pflegeeltern etwas Positives über ihre leiblichen Eltern oder umgekehrt. Hier benötigen sie eine Ermutigung, dass sie ihre Sicht darstellen dürfen und ein Geheimnis nicht verraten wird. Regelmäßige Gespräche einer PflegekinderdienstmitarbeiterIn mit dem Kind unter vier Augen können dafür einen guten Rahmen bieten (schöne Beispiele z. B. bei Schofield u.a. 2000, S. 222 ff).

Besonders positiv wird konnotiert, wenn auch die nonverbalen Signale richtig dechiffriert werden. Die Kinder sind dabei auf Erwachsene angewiesen, die nicht nur die unmittelbare Information aufnehmen, sondern sie auch im Sinne der darin implizit enthaltenen Deutungen richtig verstehen. Die Kinder spüren allerdings auch, wenn der Erwachsene sie – wie in dem folgenden Beispiel - manipulieren will.

„Mit dem Herrn Schmidt vom Jugendamt, mit dem hab ich auch über alles gesprochen, auch als klar war, dass ich nicht bei meiner Mutter bleiben kann und dann hat er mir halt das Angebot gemacht, in diese Pflegefamilie zu gehen. Ich war zwar von Anfang an überzeugt, dass das nichts für mich ist, aber ich wurd´ da so bisschen zu gedrängt, meine Befürchtungen wurden auch bisschen übergangen und ich hab´s dann halt doch gemacht, auch ihm zuliebe, und hab gesagt, ja gut, dann macht mal, ist mir jetzt auch egal, nur das hat mich halt genervt und so hat sich das dann halt auch nicht so toll für mich entwickelt.“ (Melanie im Alter von ca. 15 Jahren) (3)

Günstiger ist es, wenn das Unbehagen der Kinder angesprochen und verbalisiert wird. Dann erfahren sie zumindest, dass der Erwachsene merkt, dass sie nicht (ganz) einverstanden sind. Ihre ablehnenden Gefühle werden zugelassen und als ihr Empfinden akzeptiert, auch wenn dies nicht eine Entscheidung in ihrem Sinne garantiert (siehe unter 5.5). Eine möglichst genaue Kenntnis der Sicht des Kindes ist schließlich auch für die Entwicklung eines passenden Betreuungssettings besonders wichtig, und die Passung ist bekanntlich eine zentrale Voraussetzung für die Wirksamkeit sozialpädagogischer Interventionen (Wolf 2007).

Ein zentrales Qualitätskriterium ist somit, ob die MitarbeiterInnen Gesprächssituationen arrangieren, in denen das Pflegekind seine Gefühle und Gedanken ohne Angst vor Nachteilen frei äußern kann und auf ein aktives Interesse daran trifft.

5.2 Partizipation heißt, dass die Pflegekinder auf eine ihrem Entwicklungsstand angemessene Weise informiert werden.

Wenn die Kinder nicht hinreichend informiert sind, fühlen sie sich oft den Entscheidungen der Erwachsenen - und manchmal anonymen: der Dienste - ausgeliefert. Sie basteln sich zwar ihre eigenen Erklärungen, aber letztlich bleibt doch vieles für sie unklar und unverständlich. Dadurch entstehen zusätzliche, vermeidbare Belastungen.

Diese junge Frau erinnert sich so: „Meine Mutter ist dann als ich elf war an Krebs gestorben, und dann ging alles wahnsinnig schnell. Wir durften nicht bei unserem Stiefvater bleiben und wir wurden auch nicht richtig informiert, meine Mutter ist am 22. Dezember gestorben und dann hieß es

irgendwann, am 27. Dezember kommen eure neuen Pflegeeltern und holen euch ab und es ist nichts erklärt worden, es wurde nicht gesprochen, dann hieß es auf einmal, ja, die kommen und holen euch ab, ihr müsst packen und dann wohnt ihr bei denen und dann war das so, da wurde dann auch nicht drüber gesprochen oder nachgefragt oder irgendwie noch irgendwas zu erzählt. Also es wurde einfach alles so beschlossen.“ (4)

Das Mädchen sieht sich als Objekt der Entscheidungen der Sozialen Dienste, es gibt keine Hinweise auf Ressourcen, die ihr zu Bewältigung der Situation – Tod der Mutter, Unsicherheit über das weitere Leben - angeboten wurden. Die zentrale Ressource fehlt: Es wurde nichts erklärt, es wurde nicht gesprochen.

Das folgende positive Beispiel zeigt, wie ein 7-jähriges Mädchen eine schwierige Situation dadurch, dass sie gut informiert wird, leichter bewältigen kann.

„Es war auf einmal, als ich im Sportunterricht war und zwei erwachsene Menschen vor mir standen mit meiner Lehrerin und mit mir sprechen wollten. Und dann haben sie mir erklärt, dass ich jetzt von meiner Familie getrennt werde, und warum das so ist und dass ich eine neue Familie bekomme und erst hab ich das gar nicht so schlimm empfunden. Dann hab ich mir natürlich schon immer wieder Fragen gestellt und hatte auch Heimweh, bis ich das alles ganz begriffen habe und mich bei meinen jetzigen Eltern eingelebt hatte. Aber die Frau vom Pflegekinderdienst ist regelmäßig gekommen und hat mir immer wieder alles erklärt, sodass ich es irgendwann auch verstanden habe.“ (5)

Angemessen informieren bedeutet also, dass den Kindern in einer ihnen verständlichen, ihr Alter und ihre Möglichkeiten berücksichtigenden Sprache erklärt wird, was passiert und warum es passiert. Diese informierenden Gespräche müssen ggf. wiederholt und ergänzt werden, weil sich bei der Informationsverarbeitung und der Integration in die Wissensbestände jeweils weitere Fragen ergeben. Die Pflegekinder stehen vor der Aufgabe, auch zu existenziellen Themen – „Warum hat meine Mutter mich nicht behalten?“ „Wird jetzt alles total anders?“ - Deutungen zu entwickeln und immer wieder zu modifizieren. Wenn sie unzureichend informiert werden, füllen sie die Wissenslücken mit Annahmen. Diese sind oft selbstwertbelastend und Angst auslösend. Außerdem können sich Erfahrungen, durch eigene Aktivitäten schlimme Situationen nicht verhindern zu können, zu Mustern der Entmutigung verdichten, die außerdem oft an biografische Erfahrungen von Gewalt und Vernachlässigung anschließen und diese bestätigen. Freundliche und kompetente GesprächspartnerInnen können solche Belastungen verhindern oder abmildern. Die Frage an die Sozialen Dienste ist also: Wer informiert die Pflegekinder über die Entscheidungen und Planungen, begründet sie verständlich und steht auch für die später auftretenden Fragen zur Verfügung? Das kann die MitarbeiterIn des Pflegekinderdienstes leisten, aber auch eine andere Vertrauensperson. Wichtig ist, dass eine erwachsene Person diese Aufgabe zuverlässig übernimmt.

5.3 Partizipation heißt, den Pflegekindern Wertschätzung entgegenzubringen.

Kinder sind in mehrfacher Hinsicht von Erwachsenen besonders abhängig und Pflegekinder haben diese Abhängigkeit oft deutlich schmerzhafter erfahren als Kinder, die behütet und ohne biografische Brüche aufwachsen konnten. Wo sie erlebt haben, dass ihre Bedürfnisse vernachlässigt und ihre Stoppsignale übergangen wurden, sind sie für die Asymmetrie und die Macht der

Erwachsenen sensibilisiert. Daher sind sie besonders darauf angewiesen, dass ihre Anhörung und Information in einer wohlwollenden Atmosphäre stattfindet. Es geht also nicht nur um die schlichte Information, sondern um ihre Einbettung in von Wertschätzung gekennzeichneten Umgangsformen. Dies soll an zwei Beispielen illustriert werden, in denen es jeweils um die Informationskontrolle geht.

Die 11-Jährige erlebt Folgendes: „Als ich schon in der Pflegefamilie war, hab ich noch einmal ein Wochenende bei meiner leiblichen Mutter verbracht. Und ich hab mich noch um meinen kleinen Bruder gekümmert und hab gesagt, „ja Emil, wie geht’s dir denn hier ohne mich“ und da sagte er „Mama haut mich immer“ und da hab ich gesagt, „das darf doch wohl nicht wahr sein“. Und da sagte er auch „Mama hat gesagt ich darf dir das nicht sagen, sonst gibt’s noch mehr Haue. Bitte sag das keinem“. Und da hab ich dann versucht mit der Frau vom Pflegekinderdienst drüber zu sprechen, aber dann hat sie nur gesagt ich hätte keine Beweise und ich dürfte mich da nicht einmischen. Und dann hat sie das ans Jugendamt weitergeleitet und seitdem wurde gesagt ich dürfte meinen Bruder auch nicht mehr sehn.“ (6)

Während das Mädchen hier das Gefühl hat, dass seine Sorge überhaupt nicht angemessen beantwortet wird, eher eine Verratssituation erlebt und seine Offenheit bereut, wird im folgenden Beispiel eine sehr positive Bilanz gezogen.

Diese junge Frau beschreibt ihre Erfahrungen so: „Also mit der Frau Groß (vom Pflegekinderdienst, DR.), mit der konnte ich eigentlich immer über alles sprechen. Die hat mir auch versprochen, dass sie das nicht weitersagt und hat das auch nicht gemacht. Manchmal hat man als Kind ja auch so komische Probleme und Befürchtungen, die ja auch vollkommen unrealistisch sind, aber bei der hatte ich eigentlich nie den Eindruck, dass sie mich nicht versteht.“ (7)

Eine solche positive Beziehung erweist sich als ein wirksamer Schutzfaktor, auch wenn die tatsächlichen Kontakte selten sind. Wenn die Kinder und insbesondere die Jugendlichen in den Interviews das Gefühl zum Ausdruck brachten, dass sie jederzeit zu „ihrer“ Mitarbeiterin – die übrigens immer mit Namen, oft mit Vornamen genannt wird – Kontakt aufnehmen konnten, dann war alleine die Option eine wichtige Ressource, die die Bewältigung schwieriger Situationen erleichtert hat. Das Vertrauen bezieht sich allerdings immer auf konkrete Menschen, nicht auf Institutionen und ihre Funktionäre.

5.4 Partizipation heißt, dass Entscheidungen – so weit wie möglich – mit ihnen partnerschaftlich ausgehandelt oder von ihnen autonom getroffen werden.

Auch wenn wir etwas skeptisch sind, ob das Bild von den „gleichberechtigten Verhandlungen auf Augenhöhe“ die tatsächliche Situation und das Erleben der Kinder trifft (vgl. Wolf 2008), kann es als Orientierung doch nützlich sein, die Kinder als Experten ihrer Lebensverhältnisse ernst zu nehmen und bis auf Weiteres zu unterstellen, dass sie wissen, was für sie gut ist und was ihnen schadet. Wir empfehlen daher, den Entscheidungsprozess über die Partizipation ausgehend von der legitimationspflichtigen Frage „Warum soll das Kind das nicht autonom entscheiden?“ zu organisieren und bei einer plausiblen Begründung entsprechend weiter zu fragen „Warum nicht in gleichberechtigter Aushandlung?“ usw. Der umgekehrte Weg – zunächst zu unterstellen, die Kinder könnten das sowieso nicht überblicken und beurteilen – erscheint uns jedenfalls ungünstiger. Allerdings sollten wir auch nicht die Augen davor verschließen, dass die Wünsche der Kinder manchmal auch ihren realistischen Einschätzungen im Wege stehen können. Partnerschaftlich aushandeln bedeutet aber sowieso nicht naive Wunscherfüllung, sondern gegenseitiges Zuhören,

Austausch von Argumenten und Suche nach Kompromissen. Das ist anstrengend, und das Ergebnis stimmt mit den eigenen Wünschen selten vollständig überein. Aber die auf diesem Wege erreichten Ergebnisse haben eine hohe Gültigkeit und binden alle Beteiligten. In dem folgenden Zitat einer 14-Jährigen wird das deutlich.

„Also ganz am Anfang hatte ich schon den Eindruck, dass ich nicht so ganz da rein gehöre, weil ich einfach ganz anders war als alle anderen in meiner Pflegefamilie, ich war so wild und auch so neben der Spur einfach. Aber das hat sich nachher einfach gegeben, weil ich hatte mich ja selbst für die Familie entschieden und wollte dann auch mit aller Gewalt dableiben. Obwohl es auch sehr fremd war, wollte ich unbedingt dableiben und wenn man sich irgendwann mal entschlossen hat dazu bleiben, dann tut man auch ne Menge dafür, also man verändert sich auch, ob man das will oder nicht.“ (8)

5.5. Partizipation heißt, bei Entscheidungen gegen ihren Willen, um das Verständnis der Pflegekinder zu werben.

In manchen Situationen ist es unvermeidbar, Entscheidungen zu treffen, die den Wünschen und Hoffnungen der Kinder widersprechen. Wir haben solche Situationen insbesondere bei der Herausnahme von Kindern aus ihrer Herkunftsfamilie gefunden. Ein relativ dramatisches Beispiel erlebt dieser Junge mit vier Jahren.

„An diesem Tag im Krankenhaus, den werd´ ich glaub ich nie vergessen, ja da kam so ne Familie rein, was heißt Familie, wer war denn dabei, Gerlinde, Fritz und ein Kind glaub ich, ja und dann meint die da, wir packen jetzt die Sachen, wir nehmen dich mit. Und ich hab das gar nicht verstanden und wollte eigentlich auch immer bei meiner Mama bleiben. Ja und dann musst ich da mit zu denen fahren, ich dachte ich müsst da mal zu Besuch hin, aber irgendwie war das net so, war sehr komisch, ne Familie die du net kennst, die holt dich dann ab und du hast die in deinem Leben noch nie gesehn, dann hab ich das irgendwie erst zwei Jahre später begriffen. Ganz lange wusste ich nicht wo ich hier war. Wenn es klingelte, dachte ich immer, jetzt kommt meine Mama und holt mich ab.“ (9)

Hier fehlen dem Jungen nicht nur einfach ein paar Informationen, sondern der Zugang zum Typus seiner Unterbringung bleibt ihm lange komplett unzugänglich. Ihm ist weder klar, dass er nicht mehr bei seiner Mutter bleiben kann noch warum. Daraus entstehen neben den unvermeidbaren Belastungen mit der Trennung und dem Wechsel in eine andere Familie (Reimer 2008) zusätzliche Belastungen, die bei ausführlichen Gesprächen mit ihm vermeidbar gewesen wären.

Wir haben immer wieder Schilderungen gefunden, in denen den Kindern das werbende Erklären der Erwachsenen, warum sie ihnen diese schwierigen Situationen zumuten mussten, die Bewältigung erleichtert hat. Wenn sie die Sorge der Erwachsenen um ihr Wohl spürten, dann blieb es zwar eine Zumutung, aber es war keine sinnlose mehr. Sie konnten manchmal sogar eine zunächst als gegen sie gerichtet empfundene Aktion in eine hilfreiche umdeuten. Dies war für ihr Selbstwertgefühl auch dann positiv, wenn sie weiterhin den Verlust – z. B. der Beziehung zu ihrer Mutter oder den Geschwistern - beklagten. Sie mussten dann nicht mehr (nur) auf eine beschädigte Biografie zurückblicken, sondern konnten rückblickend sich um sie sorgende Akteure ausmachen.

5.6 Partizipation bei Ortswechseln und Wendepunkten

Nachdem wir die zentralen Dimensionen der Partizipation veranschaulicht haben, wollen wir nun einige typische Partizipationsthemen den Stationen und Übergängen exemplarisch zuordnen (Grafik 2). Selbstverständlich kann diese Auflistung nicht vollständig sein. In vielen Biografien gibt es außerdem zahlreiche weitere Stationen und Übergänge, bei denen solche und andere Themen relevant werden. Wir haben auf einem Zeitstrahl Ortswechsel und Wendepunkte als neuralgische Punkte markiert, an denen die Partizipation zu einem zentralen Qualitätsmerkmal wird und Fehler sich gravierend auswirken können. Die vorher skizzierten Zitate sind zur Veranschaulichung zugeordnet.

Grafik 2

MitarbeiterInnen der Sozialen Dienste – damit sind der Allgemeine Sozialdienst, Pflegekinderdienste und ggf. weitere gemeint – sind nicht die einzigen Akteure, die die Partizipation der Kinder steuern. So ist hochrelevant, ob die Kinder in einem Lebens- und Lernfeld bereits Partizipationserfahrungen gemacht und die entsprechenden Strategien und Deutungsmuster gelernt haben, die sie auf den weiteren Stationen verwenden können (Wolf/Reimer 2008). Andere Menschen – im Einzelfall zum Beispiel Großeltern oder ältere Geschwister – können auch wichtige Funktionen etwa in der Begleitung des Übergangs übernehmen. Auch viele Pflegeeltern können die Kinder wirkungsvoll unterstützen, wenn sie auf diese Aufgabe gut vorbereitet worden sind. Die Aufgabe professioneller Dienste besteht darin, dafür Sorge zu tragen, dass diese Funktionen erfüllt werden und – wenn es nicht gelingt, andere zu aktivieren – selbst diese Aufgaben zu übernehmen.

5.7 Partizipation der „leiblichen Kinder“

Ein gutes Leben in der Pflegefamilie und günstige Entwicklungsbedingungen sind das Ergebnis der Koproduktion der beteiligten Menschen, die unmittelbar in der Familie zusammenleben und der weiteren Menschen, mit denen die einzelnen Mitglieder der Pflegefamilie verbunden sind. Insbesondere die leiblichen Kinder der Pflegeeltern spielen eine wichtige, oft unterschätzte Rolle für die Stabilität der Pflegefamilie. Wenn sie das Gefühl haben, dass die Pflegekinder ihre Position oder gar die gesamte bisherige Familie bedrohen, können sie starke Aktivitäten zum Ausschluss der Pflegekinder starten. Andererseits können sie auch als „kleine Pädagogen“ (Marmann 2005) wichtige Funktionen zugewiesen bekommen und erfüllen.

Die Partizipation der Kinder der Pflegeeltern ist eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen. Hier gelten die gleichen Dimensionen, die wir auch vorher dargestellt haben: ob die Erwachsenen ihnen genau zuhören, sie angemessen informieren, ihnen auch bei Widerstand und Befürchtungen Wertschätzung entgegen bringen, wichtige Fragen mit ihnen partnerschaftlich aushandeln und – bei Entscheidungen gegen ihre Wünsche – weiterhin um ihre Zustimmung werben. Auch die Zuordnung der Partizipationsthemen zu Stationen und Übergängen kann analog erfolgen: bei der grundsätzlichen Entscheidung, Pflegekinder aufzunehmen, bei der Gestaltung der Aufnahme und den dadurch ausgelösten Veränderungen der Familie, im Alltag des Zusammenlebens und den Entscheidungen, die im Zusammenleben und der Erziehung getroffen werden müssen und schließlich beim Verlassen der Familie und ihrer Reorganisation. Unterschiedliche Profile von Themen ergeben sich von Kindern, die in die Pflegefamilie hineingeboren werden und solchen, die bewusst die Aufnahme eines zunächst fremden Kindes erleben.

Alfred Marmann (2005, S. 68), der in seiner Dissertation überzeugend herausgearbeitet hat, welche Probleme die „leiblichen Kinder“ zu bewältigen haben, zitiert eine junge Frau, die beschreibt wie sie damals als 13-Jährige die Aufnahme von Iris erlebt hat: „Wir waren in der Schule und mein Vater holte Iris ab und wir kamen nach Hause und Iris war da und meine Mutter hatte also die Platzeinteilung an unserem Tisch geändert, eigenmächtig geändert. Das hat mir nicht gefallen und ich denke sie hat auch gemerkt, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Das hätte sie wirklich nicht tun dürfen. Und dann wurde das Ganze wieder geändert und ich hatte wieder meinen alten Platz.“ Etwas später fährt sie fort: „Mein Vater ist geblieben, mein Bruder ist geblieben. Ich wurde umgesetzt auf einen anderen Platz. Ich habe sofort protestiert“.

Alle Mitglieder von Pflegefamilien stehen immer wieder vor neuen Aufgaben. Ihre Lösung und die Bewältigung der dabei notwendigerweise auftretenden Probleme können nur gelingen, wenn auch die schwächeren Familienmitglieder die Erfahrung machen, dass sie beteiligt werden und den Verhältnissen nicht ausgeliefert sind, sondern sie beeinflussen können. Wir haben das für die Kinder in Pflegefamilien illustriert.

6 Zusammenfassung und Handlungsempfehlungen für die Praxis

Zum Abschluss werden die zentralen Aussagen in einer Übersicht zusammengefasst, die auch als Grundlage für Fachgespräche verwendet werden kann.

Warum ist Partizipation ein Qualitätskriterium in der Pflegekinderhilfe?

Partizipation der Pflegekinder ist ein zentrales Qualitätskriterium professioneller Sozialer Arbeit, weil

- sie damit Anschluss halten kann an die allgemeine gesellschaftliche Diskussion um Kinderrechte und wünschenswerte Umgangsformen von Erwachsenen und Kindern,
- die Entwicklung der Kinder ihre Eigenleistung ist, die durch Erziehung angeregt und gefördert werden kann, wenn die Kinder sich als eigenständige Akteure und als Mitverantwortliche erleben,
- sie so weitere Belastungen und zusätzliche Leidensursachen der Kinder vermeiden kann und
- weil durch Partizipation die Stabilität der Lebensverhältnisse erhöht und die Passung zwischen Betreuungsarrangement und den Wünschen und Befürchtungen der beteiligten Subjekte erst hergestellt werden kann.

Was meint Partizipation konkret?

Partizipation bedeutet,

- dass die Kinder(gemeint sind jeweils auch Jugendliche) die Erfahrung machen, dass die Erwachsenen ihnen in einer günstigen Gesprächssituation zuhören,
- dass die Kinder in angemessener Weise informiert werden,
- dass sie Wertschätzung erfahren, auch wenn sie Schwierigkeiten machen,

- dass Entscheidungen mit ihnen partnerschaftlich ausgehandelt oder auch von ihnen autonom getroffen werden können und
- dass um ihr Verständnis und ggf. ihre nachträgliche Zustimmung geworben wird, wenn eine Entscheidung gegen ihre Wünsche unvermeidbar war.

Wann ist die Partizipation besonders wichtig?

Die Partizipation ist bei allen Stationen und Phasen des Lebenslaufs wichtig. Besonders bedeutsam wird sie bei Ortswechseln, Einschnitten und Wendepunkten und allen kritischen Lebensereignissen, die auch als bedrohlich erlebt werden können. Dies gilt somit insbesondere für

- schwierige Lebens- und ungünstige Entwicklungsbedingungen in der Herkunftsfamilie und ggf. auf weiteren Stationen,
- beim Übergang in die Pflegefamilie,
- während der Zeit in der Pflegefamilie,
- beim Übergang aus der Pflegefamilie und allen weiteren Übergängen und Stationen.

Für die Kinder der Pflegeeltern wird Partizipation besonders wichtig

- bei der Planung der Aufnahme von Pflegekindern,
- in der Aufnahmesituation und der folgenden Umorganisation der Familie,
- bei der Bewältigung der Alltagsprobleme und ggf. der Erziehung der Pflegekinder und
- bei der Restrukturierung der Familie, wenn die Pflegekinder sie wieder verlassen haben.

Sind die MitarbeiterInnen der Sozialen Dienste die einzig Verantwortlichen?

Auch Partizipation ist Koproduktion: Sie gelingt oder misslingt im Zusammenwirken der Kinder und der Erwachsenen. Die besonderen Handlungschancen der Professionellen und damit ihre besondere Verantwortung erwachsen aus

- ihren professionellen Fähigkeiten zur Moderation unübersichtlicher und schwierig zu bewältigenden Situationen
- der Ausstattung mit besonderen Interventionsrechten und-pflichten und
- ihrem Standort außerhalb der Figuration der unmittelbar persönlich betroffenen Menschen.

Sie sollen nicht alle Aufgaben selbst übernehmen. Wünschenswert ist, dass sie sie erfolgreich an andere wichtige Personen delegieren. Sie müssten aber Sorge dafür tragen, dass die wichtigen Rollen besetzt sind. Insofern haben sie eine besondere Verantwortung, dass die Partizipation der Kinder realisiert wird.

Literatur

Arnstein, S. R. (1966): A ladder of citizen participation. In: Journal of the American Institute of Planner, Vol. 35, S. 216–224.

Blandow, Jürgen; Gintzel, Ullrich; Hansbauer, Peter (1999) Partizipation als Qualitätsmerkmal in der Heimerziehung. Eine Diskussionsgrundlage. Münster: Votum

Büchner, Peter (1989): Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsformen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, Ulf; Büchner, Peter; Fischer-Kowalski, Marina; u.a. (Hg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim, Basel: Beltz, S. 196–212.

Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFFSJ) (1998): Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. /Forschungsprojekt JULE). Stuttgart, Berlin, Köln.

Finkel, Margarete (2004): Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim: Juventa

Hansbauer, Peter (2001): Partizipative Strukturen und eine Kultur der Partizipation in der Heimerziehung. In: Forum Erziehungshilfen, Jg. 7, H. 1, S. 9–13.

Hansbauer, Peter; Kriener, Martina (2000): Partizipation von Mädchen und Jungen als Instrument zur Qualitätsentwicklung in stationären Hilfen (§ 78b SGB VIII). In: Merchel, Joachim (Hg.): Qualitätsentwicklung in Einrichtungen und Diensten der Erziehungshilfe. Methoden, Erfahrungen, Kritik, Perspektiven. Frankfurt a. M.: IGfH-Eigenverlag, S. 219–246.

Hart, Roger (1997): Children's Participation. The theory and practice of involving young citizens in community development and environmental care. London: Earthscan Publications Ltd

Kohout, Franz (2002): Vom Wert der Partizipation: Eine Analyse partizipativ angelegter Entscheidungsfindung in der Umweltpolitik. Münster: Lit Verlag

Kriener, Martina (Hg.) (1999): Beteiligung in der Jugendhilfepraxis. Sozialpädagogische Strategien zur Partizipation in Erziehungshilfen und bei Vormundschaften. Münster: Votum.

Lambers, Helmut (1996): Heimerziehung als kritisches Lebensereignis. Eine empirische Längsschnittuntersuchung über Hilfeverläufe im Heim aus systemischer Sicht. Münster: Votum

Marmann, Alfred (2005): Kleine Pädagogen eine Untersuchung über "Leibliche Kinder" in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Frankfurt am Main: IGfH. Der vollständige Dissertationstext unter: dokumentix.ub.uni-siegen.de/opus/volltexte/2005/46/index.html (15.06.2008)

Müller, Danielle (2006): Partizipation im Hilfeplangespräch. Eine Einzelfallstudie. Siegen. Universität Siegen. Online verfügbar unter: http://www2.uni-siegen.de/~wolf/Diplomarbeiten/Danielle_Mueller.pdf (15.06.2008)

Petersen, Kerstin (1999): Neuorientierung im Jugendamt. Dienstleistungshandeln als professionelles Konzept sozialer Arbeit. Neuwied: Luchterhand.

Pluto, Liane (2007): Partizipation in den Hilfen zur Erziehung. Eine empirische Studie. München: Dt. Jugendinstitut.

Rätz-Heinisch, Regina (2005): Gelingende Jugendhilfe bei "aussichtslosen Fällen"! Biographische Rekonstruktionen von Lebensgeschichten junger Menschen. Würzburg: Ergon.

Reimer, Daniela (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Siegen: ZPE-Schriftenreihe - Universität Siegen.

Schnurr, Stefan (2001) Partizipation. In: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hrsg.) (2001) Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. 2. Auflage. Neuwied, Krefeld: Luchterhand, S. 1330-1345

Schofield, Gillian; Beek, Mary; Sargent, Kay (Hg.) (2000): Growing Up in Foster Care. London: BAAF.

Seckinger, Mike (2006): Partizipation - ein zentrales Paradigma. Analysen und Berichte aus psychosozialen und medizinischen Handlungsfeldern. Tübingen: DGVT Deutsche Gesellschaft f. Verhaltenstherapie.

Stork, Remi (2007): Kann Heimerziehung demokratisch sein? Eine qualitative Studie zum Partizipationskonzept im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Weinheim: Juventa-Verl.

UNICEF (Hrsg.) (2001) Kinder haben Rechte! Die UN-Konvention über die Rechte des Kindes. Eine Einführung. UNICEF-Dokumentation Nr. 11. Verfügbar unter:
http://www.unicef.de/fileadmin/content_media/projekte/themen/PDF/D0011.pdf

Wolf, Klaus (2006): Bedeutung pädagogischer Gestaltung gelingenden Aufwachsens. In: Gilde Rundbrief, Jg. 60., H. 1, S. 7–16.

Wolf, Klaus (2007): Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht. Münster: ISA Schriftenreihe (Bd. 4).

Wolf, Klaus (2008): Erziehung und Zwang. In: Widersprüche, H. 107, S. 93–108.

Wolf, Klaus; Reimer, Daniela (2008): Belastungen und Ressourcen im biografischen Verlauf: Zur Entwicklung von Pflegekindern. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, H. 3, S. 226–257.

Wolff, Mechthild; Hartig, Sabine (2006) Projekt: Beteiligung - Qualitätsstandard für Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung. Ein Entwicklungsprojekt zur Gewährleistung und zum Ausbau der Beteiligungsrechte von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung. Abschlussbericht. Verfügbar unter: http://people.fh-landshut.de/~hartig/ergebnisse/abschlussbericht_2006.pdf (15.06.2008)